

*Michael Hauskeller*

## Was im Tier blickt uns an?

*Im Jahre 2003 stellte die Junge Akademie eine Preisfrage: „Was im Tier blickt uns an?“ Der nachfolgende Text ist die (preislos geliebene) Antwort, die ich damals auf diese Frage gegeben habe. Er wird hier zum ersten Mal veröffentlicht.*

Im Tier? Warum nicht in *den Tieren*? Seltsam: *das* Tier, und *wir* Menschen. Ob Hund oder Katze, Maus oder Elefant, Fisch oder Vogel: Das Tier blickt uns an. Uns. Hier der Plural, dort der Singular. Die Gemeinschaft der Menschen, das kollektive Wir, gegenseitiges Verstehen signalisierend, wird hier dem Tier als dem Anderen, dem, was außerhalb der Gemeinschaft steht, gegenüber gestellt. Wir sehen nicht das Einzelwesen, dieses bestimmte Tier in seiner einzigartigen, unwiederholbaren Existenz, sondern immer wieder dasselbe Fremde in wechselnder Gestalt. Das Tier. Ob Hund oder Katze, Maus oder Elefant, Fisch oder Vogel, ob dieser Hund oder jener Hund, diese Katze oder jene Katze: Es ist alles eins. Die Frage ist selbst schon Ausdruck einer Blickweise, nämlich der unseren auf die Tiere.

Eine mögliche Antwort: Das, was uns im Tier anblickt, sind wir selbst, immer wir selbst.

Eine andere wäre: Es ist das Tier selbst.

Was in mir blickt dich an? *Ich* blicke dich an, wer sonst? Aber wer bin ich? Ich bin nicht: mein Auge. Ich bin nicht: mein Gehirn. Ich bin überhaupt kein Teil meines Körpers. Auch nicht mein Körper als Ganzes. Aber ich bin auch nicht: mein Bewusstsein oder seine Inhalte, nicht das, was ich denke und fühle, hoffe und fürchte. Ich bin nicht das, was der Fall ist. Und wenn die Welt alles ist, was der Fall ist, dann stehe ich außerhalb der Welt. Ich bin der, der denkt und fühlt, hofft und fürchtet, der einen Leib hat, in und mit dem er lebt, denkt und fühlt, hofft und fürchtet. Ich bin der, der dich anblickt.

Was in dir aber blicke ich an? Ich blicke *dich* an, wen sonst? Aber wer bist du? Du bist nicht: dein Auge. Du bist nicht: dein Leib. Du bist das, was mich anblickt, wenn ich dich anblicke.

Ich kann deinen Leib anblicken, aber dann blicke ich nicht dich an. Ich kann deine Augen anblicken, aber auch dann blicke ich nicht dich an. Ich blicke dich an, wenn ich gar nichts anblicke außer dir. Darum sei nicht böse, wenn du mich nach deiner Augenfarbe fragst und ich weiß sie nicht. Was interessiert mich die Farbe deiner Augen?

\*

Sieh mich nicht so an, sagt der Henker zu seinem Opfer. Warte nur: das Sehen wird dir gleich vergehen.

\*

Warum schließt man Toten die Augen? Um nicht den Anblick blickloser Augen ertragen zu müssen? Oder weil wir nicht von einem Toten angeblickt werden wollen?

Die Augen sind Tore zur Seele, heißt es. Die Augen lügen, heißt es auch. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch. Jede Lüge setzt Vertrauen voraus: den Glauben an die Wahrhaftigkeit. Daher können wir nirgends besser belogen werden als da, wo wir gar nicht auf den Gedanken kommen, etwas anderes als Wahrheit finden zu können. Gerade weil wir in den Augen des anderen seine Seele zu finden meinen, weil uns aus ihnen die Seele zu sprechen scheint, sind sie auch am tauglichsten für die Lüge.

Ein rumänischer Volksglaube: Man schließe die Augen der Toten, um nicht die Tore geöffnet zu halten, die ins Totenreich führen. Tue man es nicht, so laufe man Gefahr, „mitzufahren“, das heißt, bald darauf ebenfalls zu sterben. Aus dem gleichen Grund verhängt man die Spiegel in Häusern, in denen sich ein Toter befindet.

Ich bestelle im Restaurant einen Fisch. Bald liegt er auf meinem Teller. Er ist, selbstverständlich, tot. Aber ich hätte ein Filet bestellen sollen. Es behagt mir nicht, dass das, was auf meinem Teller liegt, noch sehr nach einem Fisch aussieht. Essen sollte keinen Schwanz und keinen Kopf haben. Besonders keinen Kopf, keine Augen. Oder etwas, das wie ein Auge